

Judith Schifferle

Erzählungen über Europa

Ich und Europa VI

Das Basler Philosophicum versteht sich als Entfaltungsort für Forschungsinitiativen, Bildungsangebote und kulturelle Veranstaltungen, mit besonderem Augenmerk auf die existenziellen, sozialen wie spirituellen Erkenntnis- und Lebensfragen der Gegenwart. An dieser Stelle bewegen abwechselnd verschiedene Mitwirkende des Philosophicums ein ausgewähltes Thema.

Europa hört irgendwo hinter dem Ural auf: als verstumme es oder trockne allmählich aus. 1999 fuhr ich an den Stillen Ozean und übte die Langsamkeit und das Warten in einer Landschaft, die immer einsamer wurde. Aber ich konnte keine genaue Stelle finden, wo Europa endet. In Wladiwostok fühlte ich mich sogar plötzlich wieder zuhause. Woran das lag, kann ich heute nicht mehr sagen. Aber ich glaube, Europa braucht Wasser und das Meer.

Obwohl eine östliche Markierung fehlt, wird seit über einem Jahrhundert nach einem Mittelpunkt Europas gesucht. Der historisch bedeutendste liegt jenseits der EU-Schengengrenze: am Rand des trostlosen Karpatenstädtchens Rachiv, im Westen der Ukraine. 1887 vermaßen Ingenieure beim Anschluss der Region ans Bahnnetz Österreich-Ungarns die Mitte Europas. Als ich 2003 mit dem Nachtzug von Kiew nach Lviv fuhr, teilte ich das Abteil mit drei Ingenieuren, die in freundlichster Art und Weise meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie bestellten mir Tee mit Zucker, boten mir eingelegte Zwiebeln und gekochtes Fleisch an und erzählten pausenlos Anekdoten, die uns aufs Köstlichste amüsierten. Etwa anderthalb Stunden vor Lviv stiegen sie auf offenem Feld aus. Mit schwerem Messgerät über den Schul-

tern stapften sie durch den eisigen Morgen und winkten mir zu, mit einem Mund voller Goldzähne, bis einer nach dem anderen im Nebel verschwand. Als der Zug sich allmählich wieder in Bewegung setzte, fror auch die Zeit an der Zugscheibe. Was sich eben in meinem Gedächtnis festzusetzen begann, versuchte ich unter größter Einwirkung meines Stifts auf dem Papier am Leben zu erhalten. Woran ich aber eigentlich zu schreiben begann – und es bis heute tue –, war die Erzählung über meine Begegnung in Lviv. So rollte ich meiner Mitte Europas entgegen.

Von der Frau, die auf mich unter dem Halblendach des Lviver Bahnhofs wartete, kannte ich nur den Vornamen. Sie hieß OKSANA. Ein Name, der nicht besser zu ihr hätte passen können. (Oksana ist die slavische Form des griechischen Vornamens Xenia, der die Bedeutung »Fremde« oder »Gastfreundschaft« trägt.) Es war März, und die Frauen verkauften Mäglöckchen am Straßenrand. Wir stiegen in die Straßenbahn und holperten über das Kopfsteinpflaster wie meine Worte durch unsere erste Unterhaltung. Aber nichts schien irgendwas zwischen uns zu stören. Im Eckladen an der Haltestelle kauften wir in stillem Einvernehmen unser Frühstück und richteten uns danach in

die Drei 7-8/2017

ihrer kleinen Wohnung an der Strijska-Straße ein. Oksana überließ mir alles, nichts hielt sie vor mir zurück. Und am Abend saßen wir zusammen auf der Bettkante und zappten von Sender zu Sender: Die amerikanischen Bomben fielen im Irak. In ganz Europa gab es Demonstrationen, sogar in Bern. Aber Bern schien mir jetzt ferner als die ganze Welt.

Am nächsten Morgen gingen wir zu Fuß in die Stadt. Vor dem Denkmal Iwan Frankos blieben wir stehen und wussten nicht, wie wir die Geschichte beenden sollten, die wir gerade begonnen hatten. Das Visum im Pass war meine Uhr. Ansonsten stand das Leben still. Die Straßenbahn fuhr nicht mehr über den Marktplatz oder noch nicht. Die schwarzen Fassaden trugen noch Spuren von Einschüssen. Das Kaffeehaus hatte keine Heizung, der Kaffee wurde mit dem Pulver zusammen aufgeköcht und mit viel Zucker getrunken. Auf's Klo konnten wir erst in Nataschas Wohnung, deren Schlüssel Oksana in der Hosentasche trug. Drei schwere Türen mussten wir öffnen, dann schien die verkehrte Architektur durch die goldgelben Vorhänge plötzlich angenehm bewohnbar. Der Krieg im Irak aber blinzelte mit jedem Lichtstrahl herein, während er sich draußen an eine Vergangenheit klammerte, an der ich erstmals spürbaren Anteil nahm. Wortlos kauten wir an getrockneten Brotstückchen. Was jetzt die Welt bewegte, war nirgends greifbarer als hier, wo die Zeit still stand. Das also war meine Mitte Europas.

Lviv hatte bis 2010 Wasser nur nach Stundenplan. Und Oxana gehörte zu der Gesellschaft, die sich wünschte, Wein verwandle sich in Wasser. Dennoch genossen wir an vielen Abenden ein Glas teuren georgischen Rotweins, während sie zeitvergessen dem Rauch ihrer Billigzigarette ›Vogue‹ nachschaute. Vor den beiden Fenstern, die auf den halbgeschlossenen Innenhof des ehemaligen polnischen Kasernenhauses hinauszeigten, standen Trockenblumen auf einem gehäkelten Tischtuch, Postkarten und Andenken von Freunden. Oksanas Blick aber reichte immer weiter, als es die Gegenstände erlaubten. Nach längerem Schweigen setzten ihre Worte nachdenklich zum Gespräch an. Es war ein Erzählen, das Grenzen vertauschte und

Begriffe implodieren ließ. Aus den enttäuschten Hoffnungen und kleinen Ausschnitten ihres Lebens, die sie an ihre Habseligkeiten erinnerte, wurde ein Erzählraum, in dem nichts verloren ging außer die Zeit. Viele Dinge gelangten als Tauschobjekte in ihre Wohnung. Aus den alternativen Zahlungsmitteln wurden so im Laufe der Jahrzehnte bedeutende Informanten. Etwa die kleinformatischen Radierungen des viel zu früh verunglückten Freundes und Grafikers Alexander Aksinin (1949-1985), dessen Symbolsprache die Dialoge intellektueller Geheimbünde der 1970er Jahre am Leben erhält. Im Wohnzimmer drängten hunderte Bücher in verschiedenen Sprachen die Wände nach außen. Und über dem Heizungsrohr schaukelte ganzjährig Weihnachtsschmuck. Strohsterne und Engel unterstützten Oksana in dem, wonach sie sich das ganze Leben sehnte.

Als Oksana endlich ein bisschen Erspartes besaß und die zentrale Wasserleitung ganztags funktionierte, bestellte sie einen Handwerker ins Haus. Er malte unzählige Farbmuster an die Wand, bis der Farbton gelang. Er erneuerte Bad und Küche wie gewünscht in ausgeklügelter Manier. Wenig später starb Oksana.

Das muss 2013 gewesen sein, als in Kiew der Kampf um Europa, die sogenannte »Revolution der Werte« ausbrach. Es war das Jahr, wo ich aufgrund der Geburt meines ersten Kindes nicht hinfahren konnte. Ihr Tod war das Einzige, wovon sie mir nie erzählt hat, obwohl ich sicher bin, dass sie ihn vorausgesehen hat.

Ich verstehe jetzt, warum galizische Autoren immer wieder vom ausgetrockneten Urmeer am Fuß der Karpaten schreiben. Denn ohne Erinnerung dieses grenzenlosen Horizonts werden Größe und Vielfalt Europas nicht sichtbar. Denkbare wäre sogar, dass Zeus seine Europäer über dieses Meer geraubt hat. Auf alle Fälle aber lassen sich aus OKSANA noch ein paar Erzählungen machen. Und ich glaube, Europa braucht nicht viel mehr als dieses ganz private Erzählen gegen das Vergessen.

JUDITH SCHIFFERLE, geb. 1978, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und arbeitet als Gründungsmitwirkende am Philosophicum Basel.